

Leseprobe

FE BOULAICH

RUNENHEXE

FE Boulaich
Runenhexe

Runenhexe



Roman
von

FE Boulaich

All den wilden Herzen da draußen!

Kapitel 1



Marie

Berlin 1929, Juli

Der Vollmond war bereits untergegangen und die Kerzen brannten nicht mehr. Nur die Sterne glitzerten kalt am dunklen Nachthimmel. Ihr kristallenes Leuchten brach sich in den riesigen Glasfenstern des viktorianischen Wintergartens. Zwischen den Bananenstauden und den Palmen in ihren Pflanztrögen hingen Käfige. Weder die Affen, noch die Papageien gaben einen Laut von sich. Der Zigarrenqualm und die exotischen Düfte von sanfter Vanille und honigsüßem Ylang Ylang hatten sich bereits vor Stunden in der Sommer-

nacht verloren.

Zwischen den umgestoßenen Bistrotischen und den Glasscherben bäumte Marie sich keuchend auf, als der erste Atemzug seit Stunden ihre Lungen füllte und ihr geheiltes Herz wieder zu schlagen begann. Der Schmerz des Todes pulsierte noch durch ihre wiedererweckten Muskeln. Sie war zurück. Sie hatte gesehen, was nach dem Sterben kam, aber ihr Geliebter hatte nicht zugelassen, dass sie dortblieb.

»Badawi?«, flüsterte sie in die Stille des Raums. Ihr Hals schmerzte. Mit zitternder Hand berührte sie ihre Kehle, aber da war nichts. Sie hatte einen tiefen Schnitt erwartet. Warum nur? Wie lange lag sie schon hier?

Sie blickte sich um. Die dunklen Flecken auf dem Boden waren in der Finsternis kaum zu erkennen. Dann sah sie an sich hinunter. Über ihrem Herzen befand sich eine frische Narbe, die sich wund anfühlte. Jede Faser ihres Körpers schmerzte. Die Kälte des Bodens klammerte sich an ihren starren Leib. Ihre Füße und Hände kribbelten, als das Blut in sie hineinströmte. Ihre Haut war blass und schimmerte bläulich. Sie konnte die Adern deutlich erkennen. Irgendwie überraschte sie das. War sie kein Geist?

Langsam stand sie auf und fand ihr Gleichgewicht. Sie strich ihren gemusterten Rock glatt und

überlegte, woran sie sich erinnerte. Da war nur sein Gesicht. Der Horror über ihren Tod stand in seinen Augen. Hatte er geweint? Sie meinte, sein Schluchzen gehört zu haben. Wieder untersuchten ihre klammen Finger ihren Hals. Kein Schnitt. Aber da war diese Narbe auf ihrem Brustkorb. Dann erinnerte sie sich. Wilhelmina, ihre Schwester, hatte ihr mit einer Scherbe das Herz zerrissen. Marie schluckte die bittere Erkenntnis hinunter, ihr Magen krampfte. Ein unbändiger hohler Hunger klaffte in ihrem Körper wie ein Abgrund und verdrängte jede weitere Erinnerung.

Sie fand Schüsseln mit Obst, Bratkartoffeln, Gemüse und Gulasch im hinteren Teil des Wintergartens. Das Geschirr klirrte in die Stille hinein, als sie aus jeder Schüssel etwas nahm. Sie tauchte ihre Finger in die Soßen und probierte. Ein Feuerwerk an Geschmack entfaltete sich in ihrem Mund. Leider war alles kalt und sie wusste nicht, wie lange es schon hier stand. Doch selbst die toten Fliegen spielten gerade keine Rolle, denn sie starb geradezu vor Hunger. Und da wurde ihr klar, dass sie kein Geist war.

Also griff sie nach der erstbesten Gabel, fischte die Insekten aus dem Gulasch und aß gierig. Ungeachtet jeder Etikette verschlang sie alles, was ihr zwischen die Finger kam. Das Essen spülte sie mit schalem Champagner direkt aus der offenen Fla-

sche hinunter. Nach ihrem wilden Mahl musste sie aufstoßen und ihr wurde übel.

Marie sackte zurück auf den Boden und hielt sich den Bauch. Er drohte zu platzen, aber sie wollte das Essen nicht wieder hochwürgen. Ihre zerzausten Haare fielen ihr ins Gesicht. Sie schienen so wirr wie ihr Verstand. Als es kälter wurde und der Krampf in ihrem Bauch es zuließ, schlang sie ihre nackten Arme um die Beine und wog sich sanft vor und zurück.

Es war ein so schöner Abend gewesen. Sie hatten getanzt. *Warum habt ihr mich getötet?* Sie drückte ihre Augen auf die Knie. Tränen rollten nass ihre Oberschenkel hinunter. *Warum hast du das zugelassen, mein Liebster?* Ihre hemmungslosen Schluchzer zerrissen die Totenstille der Halle. Dann erbrach sie sich.

Marie wusste nicht, wie viele Stunden sie auf dem Boden des Wintergartens verbracht hatte, bevor sie wieder aufstehen konnte. Die Morgendämmerung setzte ein, der Garten erwachte zum Leben. Der Geruch des Erbrochenen verätzte ihr vehement die Nase und trieb sie endgültig vom Boden hoch. Immer noch hoffte sie, dass jemand sie finden würde. Die ersten Vögel begannen zu singen. Die Äffchen in den Käfigen, die unter dem Dach hingen, streckten ihr die Ärmchen durch die

Gitter entgegen und machten bettelnde Laute. Wahrscheinlich hatten sie Hunger. Doch Marie konnte sich jetzt nicht um die Tiere kümmern. Sie musste herausfinden, was geschehen war und wohin alle verschwunden sein könnten. Warum nur kam ihr niemand zu Hilfe?

Langsam wanderte sie durch die verlassenen Räume. Ein Samtband, an dem der Mottenanhänger ihrer Schwester hing, war um die Türklinke zu seinem Arbeitszimmer gewickelt. Merkwürdigerweise konnte sie die Doppeltüren nicht öffnen, gleichgültig, wie sehr sie daran rüttelte. Badawi, ihr Geliebter, schloss diese Tür nie ab. Als sie das Ohr an das Holz legte und lauschte, meinte sie, Geräusche zu hören.

»Hallo! Ist jemand da drin?«, rief sie. Keine Antwort - stattdessen ein Kratzen auf der Innenseite. Erschrocken wich sie zurück. Wer war dort eingesperrt? Sie erschauerte und lief hinaus in den Garten. Auf der Rückseite des Hauses befand sich ein Fenster zu dem Zimmer.

Enttäuscht stellte sie fest, dass die Vorhänge gezogen waren. Vor dem Fenster blühten weißer Lavendel, Salbei und dicht gefüllte karminrote Strauchrosen. Die Dornen hielten sie davon ab, näher heranzugehen, um gegen die Scheibe zu klopfen. Also warf sie Steinchen, aber niemand reagierte. Sie war allein. Angst höhnte ihr Herz aus.

Irgendjemand musste ihr helfen. Sie eilte zurück ums Haus und nahm dann den gepflasterten Weg Richtung Gartentor. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen, ihr wurde schwindelig. Sie sollte nicht rennen, sie war noch zu schwach. War der Weg länger geworden? Marie wurde langsamer, ging aber immer weiter. Für einen Moment schloss sie die Augen. Als sie sie wieder öffnete, lief sie auf die Haustür zu. Wie war das möglich? Sie versuchte es ein weiteres Mal und danach noch einmal. Immer passierte dasselbe. Ihr wurde schwindelig und jedes Mal, wenn der Schwindel nachließ, stand sie vor ihrer Haustür oder irgendwo im Garten. Es war ihr nicht möglich, zum Gartentor zu gelangen.

Eine Welle von Panik überkam sie und ließ sie zitternd zurück. Sie war allein und gefangen. Irgendjemand hatte sie auf geheimnisvolle Art und Weise eingesperrt. Aber warum? War sie etwa doch tot und dies alles war nur eine andere Hölle als das Schlachtfeld, dem sie entkommen war? Ein verzweifelter Schrei entrang sich ihrer Kehle. Dann brach sie weinend zusammen, bis sie wimmernd am Boden lag und in den Himmel starrte. Eine Taube flatterte in die Eiche hinter ihr und landete plump. Dann gurrte sie in ihrem eigenen Takt.

Telefon! Das Wandtelefon! Sie würde Hilfe rufen. Schnell war sie wieder auf den Beinen und

rannte zurück ins Haus. Mit zitternder Hand nahm sie den schwarzen Ohrschmuck von der Gabel aus Messing und redete deutlich in das Mundstück. »Hallo, Fräulein?«

»Guten Morgen, mit wem kann ich Sie verbinden?«

Eine Welle der Erleichterung schwappte in ihr Herz. Etwas in ihr löste sich, sie lächelte unwillkürlich. Nie hatte sie die Stimme eines anderen Menschen so sehr ersehnt. »Bitte, schicken Sie die Polizei. Ich bin in meinem Haus gefangen.«

»Einen Moment, ich verbinde Sie sofort«, erwiderte die Dame am anderen Ende der Leitung.

Es funktionierte. Sie war gerettet. Nach ihrem Anruf setzte sie sich auf die Stufen vor der Eingangstür und wartete. Dort saß sie, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Niemand kam. Wie lange brauchte die Polizei normalerweise für so einen Einsatz? War ihnen die Dringlichkeit nicht bewusst? Schließlich ging sie zurück zum Telefon und ließ sich wieder mit der Polizei verbinden.

»Ich habe vor Stunden angerufen«, empörte sie sich. »Wann kommen Sie vorbei und ...?«

»Sie schon wieder, Fräulein Unruhestifter!«, fiel ihr der Beamte ins Wort. »Es ist eine Straftat, falsche Notrufe abzusetzen. Wissen Sie das? Wenn wir Sie erwischen, können Sie mit einer Anzeige rechnen!«

Es verschlug ihr die Sprache. »Aber was reden Sie denn da. Ich bin in meinem Haus und komme nicht raus«, stieß sie hervor. Dann verfiel sie in einen bettelnden Ton: »Sie müssen mir helfen! Bitte, ich flehe Sie an!«

Am anderen Ende atmete der Mann tief ein und aus. »Sie geben nicht auf, was? Wir haben keine Zeit für solche Faxen. Wir waren an der genannten Adresse. Dort befindet sich kein Haus, nur ein verwildertes Waldgrundstück. Finden Sie es lustig, die Polizei derart in die Irre zu führen?«

Jetzt musste sie schlucken. »Sie finden das Haus nicht? Aber ... aber ...«, stotterte sie.

»Da fällt Ihnen nichts mehr ein, was? Treiben sie Ihre Späße lieber mit jemand anderem.« Damit legte der Polizist auf.

Marie hängte den Hörer zurück an den Telefonautomaten. Wie betäubt nahm sie ihre Umgebung nur stumpf wahr. Sie finden das Haus nicht, kreiste es in ihrem Kopf. Wen sonst als die Polizei könnte sie anrufen? Sie kannte niemanden, der ein Telefon besaß. Außerdem wussten ihre Familie und ihre Freunde nicht, dass sie und ihre Schwester Badawi begegnet waren und nun in seinem Haus wohnten. Ihre Eltern hätten das nicht gebilligt. Daher hatten sie niemanden aus ihrem alten Leben eingeweiht. Das hatte Minna so gewollt.

Sie zermartete sich das Gehirn, wen sie um

Himmels Willen anrufen könnte. Eine beängstigende Gewissheit schlich sich in ihr Herz. Das erste Mal in ihrem Leben hatte sie niemanden. Weder ihre Eltern noch einen Liebhaber - sie schluckte schwer - oder ihre Schwester. Minna hatte sie im Stich gelassen. Ihre Knie wurden weich. Es gab keinen, der das hier für sie regeln würde. Sie war auf sich allein gestellt.

Kapitel 2



Tawë

Haiti heute, Juli

Eine leichte Brise wirbelte Staub auf. Der ausgetrocknete Feldweg führte zwischen Trümmern und tropischer Vegetation entlang. Hier, in der Nähe des Dorfes Layon Fon, das fernab aller Touristenpfade lag, hatten Tawë und sein Lehrer eine Übernachtungsmöglichkeit gefunden. Die Tagestemperatur an diesem Nachmittag im Département-Sud der Insel Haiti betrug angenehme siebenundzwanzig Grad Celsius.

»Madame, was haben Sie gesehen?« Odion Asante- Dembélé stand vor den Trümmern eines

Hauses aus unverputztem Backstein und Wellblech. Er sprach ruhig ein auf die Frau mit dem bunten Kopftuch, die stoisch in den Überresten ihrer Hütte nach etwas Brauchbarem suchte.

Tawë wartete direkt hinter ihm und hörte zu, wie sein Lehrer geduldig versuchte, von der Frau Informationen über den Je-Rouges zu bekommen. Der gepflegte Bart des über Fünfzigjährigen war bereits weiß, wie sein akkurat getrimmtes Haupthaar. Sein helles Haar stand im Kontrast zu der dunkelbraunen Haut. In dem eng anliegenden khakifarbenen Louis-Vuitton-Hemd und der dazu passenden luftigen Hose wirkte er in all der Zerstörung und dem Staub fehl am Platz. Sein Lehrer machte einen ebenso eleganten wie vertrauenswürdigen Eindruck, aber Tawë kannte auch seine kaltblütige Seite. Trotz seines Alters war Odion gut trainiert, man sah es an seiner selbstsicheren Körperhaltung.

Seit seinem neunten Lebensjahr bildete Odion ihn zu einem Dämonenjäger des Nyang, dem Geheimbund des Königs von Punt, einem Königreich in Kamerun, aus. Tawë hatte das erbarmungslose Wesen seines Lehrers schnell fürchten gelernt.

Aufgabe der Nyang war es, durch die Welt zu reisen und besondere Zutaten für den magischen Markt zu besorgen. Odion ging es um die Magie und den Ruhm, aber Tawë mochte den Gedanken,

die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Und was war geeigneter, als Dämonen zu jagen und zu vernichten? Wenn Odion dann noch Teile von denen zu Geld machen konnte, war ihm das nur recht. Sein Lehrer betonte außerdem immer wieder, dass es auch darum ging, das Erbe des Königreichs, nämlich das Wissen um magische Wesen und ihre Bekämpfung, zu bewahren.

»Madame, wo ist Ihr Sohn Patrice?«, versuchte es Odion erneut.

Sie stützte ihre Hände auf die Hüften und schaute eine Weile zum Himmel. Dann blickte sie ihn endlich an. »Patrice ist fort und es ist meine Schuld, dass er meinen Sohn geholt hat.«

Nach ihrem Geständnis sackte sie wieder in sich zusammen und stocherte weiter in den Trümmern ihres Hauses. Tawë meinte, sie seufzen zu hören.

»Wir kommen hier nicht weiter«, murmelte Tawë. Zwar wusste er, dass er sich mit solchen Kommentaren zurückhalten sollte und dass Odion in den meisten Fällen durch Geduld und wenn nötig mit Gewalt seinen Willen bekam, aber langsam wurde er dieser Befragung überdrüssig.

Sein Einwand lief ins Leere. Odion bedeutete ihm mit einer Geste, sich zu gedulden. Dann drehte er sich wieder zu der Frau, die sich am anderen Ende des Trümmerhaufens hingesezt hatte. »Wir

sind hier, um zu helfen. Wenn wir schnell sind, werden Sie Ihren Sohn bald wieder in den Armen halten«, rief er ihr zu.

Tränen sammelten sich in den vom Staub rot geäderten Augen der Frau. Feucht schimmerte es über ihren Lippen. Sie holte ein Foto aus ihrer Schürze und hielt es Odion hin. Darauf war ein freundlich grinsender Knabe abgebildet, der vor dem unbeschädigten Haus stand. Mit einer hilflosen Geste rieb sie sich über das Gesicht.

»Der Dämon sah aus wie Jonel, mein Nachbar. Ich sah, wie Patrice zu ihm gelaufen ist. Er trug nur einen Schuh, den anderen habe ich gerade aus den Trümmern geborgen.« Sie griff neben sich und zeigte Odion den abgenutzten Kinderschuh. »Ein Truck startete. Als ich mich nach Patrice umsah, waren beide fort. Das Auto fuhr weg. Mein Nachbar sagt, dass er nichts damit zu tun hat. Er wäre die ganze Zeit bei seiner Schwägerin gewesen.« Sie kniff die Augen zusammen, hielt sich die Hand vor den Mund, schüttelte fassungslos den Kopf. Dann gestand sie endlich, was sie vermutete: »Es war ein böser Geist, Monsieur, ein Je-Rouges mit dem Gesicht meines Nachbarn. Ich habe mein Kind einem Dämon überlassen.« Mit zittriger Hand rieb sie ihre müden Augen.

»Madame, wir werden den Je-Rouges finden und töten. Deshalb sind wir hergekommen. Kön-

nen Sie sich erinnern, was für ein Auto es war? Oder in welche Richtung sie gefahren sind?»

Seufzend schüttelte sie den Kopf. »Nein, Monsieur, ich weiß nur, dass es ein ziemlich verrosteter Pick-up-Truck war. Sie sind die Straße hinuntergefahren und zwischen den Trümmern verschwunden. Ich konnte sie nicht einholen, war wie erstarrt. Ich habe mein Kind einem Dämon überlassen.« Am ganzen Körper zitternd schluchzte sie leise in ihr staubiges Kleid.

Tawë sah ihr die Erschöpfung an. »Wir werden tun, was wir können, um ihren Sohn zurückzuholen«, stieß er hervor.

Sofort spürte er Odions mahnenden Blick auf sich ruhen. Dann ließen sie die Mutter mit ihrer Verzweiflung allein zurück. Mit ein paar Schritten Abstand folgte er Odion die Straße hinunter.

»Du darfst ihr keine Versprechen geben. Versprechen bedeuten immer eine Schuld, Tawë.«

»Sie tut mir leid, ich wollte ihr helfen. Außerdem habe ich auch nur versprochen, dass wir tun, was wir können.« Er fuhr sich mit den Fingern entlang seiner Haarlinie. Obwohl die kurz geflochtenen Zöpfe verhinderten, dass sich seine Haare verlegten, hatte er sich diese kontrollierende Geste angewöhnt.

»Mit deinem Versprechen schenkst du nur falsche Hoffnung. Der Junge ist seit drei Tagen ver-

misst. Der Je-Rouges wird ihn schon längst ermordet haben. Alles, was wir tun können, ist ...«

»... ihn zu rächen«, beendete Tawë den Satz und erntete ein Kopfschütteln.

»Nein, alles was wir tun können, ist, zu verhindern, dass noch ein Vater und eine Mutter ihr Kind an einen Werwolf verlieren.«

Das hörte sich für Tawë nach keinem großen Unterschied an. »Wie ist der Plan?«

Odion antwortete ihm nicht, sondern ging schweigend weiter zu ihrem gemieteten SUV. Dort angekommen öffnete er die Heckklappe und verstaute den Kinderschuh in einer der Taschen im Kofferraum. Tawë setzte sich hinter das Steuer. In dieser abgelegenen Berggegend ließ Odion ihn zur Übung fahren. Vorsichtig startete er den Wagen und fuhr langsam über die frei geräumte Schotterstraße in die Richtung, in die Patrices Mutter gewiesen hatte. Links und rechts von ihnen war die Zerstörung, die der letzte Hurrikan vor einer Woche angerichtet hatte, überall zu sehen. Das hier war der perfekte Jagdgrund für einen Werwolf und die perfekte Trainingsstrecke für einen Fahranfänger.

»Tawë, weißt du noch, was ich dir über die Je-Rouges erzählt habe?« Odion zog den Kragen seines Hemdes zurecht.

Sicher will er wissen, wie man den dämoni-

schen Werwolf tötet, mutmaßte Tawë und erwiderte: »Ein Je-Rouges kann nur durch pures Eisen verletzt werden.«

»Das gilt dann, wenn er in Wolfsform ist. Aber du hast die Frau gehört. Dieser hat die Gestalt ihres Nachbarn angenommen. Er ist gerissen und böse. Es ist ihm wichtig, dass die Mutter leidet. Sie hat ihm ihr Kind überlassen. Alles ist ihre Schuld.«

Tawë nickte nur. Der Je-Rouges war ein Gestaltwandler, der Katastrophen nutzten, um den Überlebenden noch mehr Leid zu bringen und im allgemeinen Chaos oft davonkamen. Odion und er waren hier, um dem Treiben dieses Je-Rouges ein Ende zu bereiten.

Der Weg führte in die Berge und in die Gegend des Nationalparks mit den Palmen und Farnen der Nebelwälder, die einst die gesamte Insel bedeckt hatten. Er jagte über die Schotterstraße. Hinter einer Kurve endete sie abrupt vor einem Loch. Obwohl er sofort bremste, rutschte der Wagen weiter. Er lenkte stark nach links und zog die Handbremse. Das Auto drehte sich zur Seite und kam schlitternd quer vor der Abbruchkante zum Stehen.

Odion schaute erst die Abbruchkante vor seinem Fenster hinunter, dann mit einer hochgezogenen Augenbraue zu Tawë und meinte: »Hier steigen wir wohl aus.«

»Okay.« Er legte den Rückwärtsgang ein, um

das Auto von der Kante weg zu manövrieren, damit Odion aussteigen konnte, aber der stoppte ihn.

»Nein, ich denke, ich klettere zu deiner Seite rüber und du bist heute fertig mit Fahren.«

Gerade hatte es so viel Spaß gemacht. »Wir könnten auch zurückfahren. Vielleicht haben wir eine Abfahrt übersehen?«

»Haben wir nicht. Während du versucht hast, uns umzubringen, habe ich auf die Umgebung geachtet.«

Der Vorwurf in Odions Stimme ließ ihn kalt. Er hatte den Wagen doch im Griff und rechtzeitig gebremst. Etwas enttäuscht von dem fehlenden Vertrauen in seine Fahrkünste stieg er aus und ließ seinen Lehrer aus dem Wagen klettern. Dann suchten sie die Umgebung nach Reifenspuren ab.

»Die Straße wurde wahrscheinlich beim Sturm unterspült. Erdbeben sind hier häufig. Der halbe Urwald ist schon fortgespült«, sagte Odion.

»Aha«, gab sich Tawë interessiert, während er in die Ferne blickte, wo sich das tiefblaue Karibische Meer bis zum Horizont ausdehnte. Aufgeregtes Flattern hinter ihm erregte seine Aufmerksamkeit. Zwei Vögel stritten in den Baumwipfeln. Anders als bei den zerstörten Häusern wuchs hier dichter Urwald mit hohen Bäumen, Orchideen und Farne.

Vogelgesang und hohes, scharfes Pfeifen waren zu hören. Tawë sah einen der schrillen Sänger. Es war eine violett schimmernde Amphibie mit blauen Augen - ein Räuberfrosch. Das Tier klebte an einem der moosbewachsenen Steine neben der Straße und ließ seinen insektenartigen Ruf ertönen. Als es Tawës Anwesenheit bemerkte, wurde es still. Dann verkroch der Frosch sich zwischen den Steinen. Irgendwo im Dickicht plätscherte Wasser. Die Luft war schwer und warm. Es roch nach feuchter Erde und Holz. Nichts wies auf die Anwesenheit einer übernatürlichen Kreatur hin.

»Hier sind gebrochene Äste«, rief er.

Odion blickte von der anderen Straßenseite zu ihm hinüber.

Er untersuchte das gesplitterte Holz mit den Fingern. Grobkörniger roter Abrieb blieb auf seinem Daumen kleben. »Da ist Rost dran. Er muss mit dem Auto den Abhang hinunter gefahren sein.

»Nein«, erwiderte Odion bestimmt.

Er warf seinem Lehrer einen fragenden Blick zu. Der stand über der Fahrbahnabsenkung, drückte einen Strauch beiseite und sagte: »Hier sind Fußspuren. Er ist weiter den Berg hinauf.«

»Sollen wir das Auto suchen?«, erwiderte Tawë. Natürlich hoffte er, den Jungen nicht tot vorzufinden, denn er wollte der Frau ihr Kind lebendig zurückzubringen.

»Nein, wir suchen einen Platz, um den Je-Rouges zu rufen.« Odion ging zurück zu ihrem Mietwagen. Dort wechselte er sein Hemd gegen ein schwarzes Funktions-T-Shirt, wie Tawë eines trug, und legte seine Weste an. Dann nahm er eine der Taschen vorsichtig aus dem Kofferraum.

Tawë trat zu ihm, öffnete den Rucksack mit den Waffen und legte das Halfter an. Dann verstaute er seine Beretta im Holster an seinem Oberkörper - nur für den Fall, dass das Monster auf sie warten würde. Als Nächstes nahm er den Rucksack und schulterte den Ring aus reinem Eisen. Odion legte sein Messer bei einer Jagd nie ab.

Sie folgten der Spur mehrere hundert Meter bergauf durch das Dschungelgestrüpp, bis sie sich auf einer kleinen Lichtung verlor. Wohin hatte der Je-Rouges das Kind verschleppt? Es dämmerte. Er wusste, dass die Nacht schneller kam, je näher sie dem Äquator waren, weil die Sonne hier beinahe senkrecht unterging und Haiti lag nur einen Breitengrad höher als seine Heimat Kamerun. Er schätzte, dass in knapp zwanzig Minuten die ersten Sterne am Nachthimmel leuchten würden. Sie mussten sich beeilen, denn die geschärften Sinne des Wolfsdämons waren schon bei Tageslicht den ihren überlegen.

Odion stellte seine Tasche auf den Boden. »Der Ort ist gut geeignet, um ihn herauszufordern.«

»Und der Junge? Wird er gezwungen sein, ihn mitzubringen?«

»Geh nicht davon aus, ihn retten zu können, Tawë. Wir sorgen dafür, dass der Dämon kein Kind mehr holen kann. Nur das ist sicher.«

Ich will ihn aber retten, ging es Tawë dennoch durch den Kopf, während er seine von der Last befreiten Schultern lockerte. Er verstand nicht, warum Odion so darauf erpicht war, ihm klarzumachen, dass der Junge nicht zu retten sei. Genau das war doch ein guter Grund, wenn nicht gar der beste, sich in solch eine Gefahr zu begeben - das Monster aufhalten und das Kind retten. Aber Odion lebte schon immer nach seinen eigenen Grundsätzen und er war nicht in der Position, ihn hinterfragen zu dürfen.

Odion öffnete den Reißverschluss der gepolsterten Tasche und holte eine Batá-Trommel in Form einer Sanduhr daraus hervor. Rundherum war sie mit kunstvollen Zeichen versehen. »Die Magie, um den Je-Rouges zu uns zu zwingen, liegt in den Symbolen deiner Vorfahren«, erklärte er knapp.

In Tawës Rucksack befand sich weitere Ausrüstung. Er holte die Kiste mit der Armbrust hervor und setzte sie mit eingeübten Handgriffen schnell zusammen. Zum Schluss legte er einen der sechs Bolzen mit Spitzen aus purem Eisen in den Lauf

und steckte sich die fünf anderen in den Gürtel.
»Die Armbrust ist bereit.«

»Gib mir den Ring und halte dich im Hintergrund.« Odion deutete in die Richtung, aus der sie die Lichtung betreten hatten. »Ich werde ihn rufen und mit dem Ring festhalten. Du bist der Hinterhalt. Gut?« Odion schaute ihn ernst an.

Tawë nickte. »Gut.« Es war nicht seine erste Jagd. Sein Lehrer sollte wissen, dass er nicht zögern würde, das Monster zu töten.

Ein Lächeln huschte über Odions Gesicht, bevor er wieder ernst wurde. »Unterschätze deinen Gegner nicht.« Damit legte er den Ring griffbereit vor sich und begann, auf der Trommel zu spielen. Seine Hand schlug rhythmisch kurz und federnd aufs Fell, sodass ein runder, voller Klang entstand. Die tiefen Basstöne hallten stet und durchdringend wie ein Ruf in den Wald. Dann begann Odion, in der Sprache der Initiierten zu singen.

Während sein Lehrer sich auf den Ruf konzentrierte, zog Tawë sich mit den Taschen an den Rand der Lichtung zurück. Die Magie war in die Trommel eingelassen, aber es bedurfte des Willens des Spielers, um sie zu aktivieren. Ein Wille und ein Opfer, das in Blut gezahlt worden war, so band man Magie an Gegenstände. Die Trommel war wie eine Mantra-Maschine, deren Schwingungen mit Tawë interagierten, und er fühlte die Veränderung,

die sie hervorriefen. Die Trommelmusik gab den Geräuschen des Dschungels um sie herum einen Rhythmus.

Er musste aufpassen, dass seine Wachsamkeit nicht schwand. Der Werwolf war zwar gezwungen, dem Ruf der Trommel zu folgen, aber er war in keiner Weise an den Trommler gebunden. Ihr Ruf würde den Je-Rouges in Rage bringen und mit wütenden Werwölfen war nicht zu spaßen. Odion machte sich zum Ziel dieser Wut und Tawë beneidete ihn nicht darum. Aber wenn es sein müsste, würde er ohne Zögern an Odions Stelle treten. Dann hörte er das zornige Aufheulen des Dämons tiefer im Urwald und realisierte, dass der Junge jetzt in noch größerer Gefahr sein musste. Hatte Odion das bedacht? Wenn ja, nahm er es in Kauf. Aber Tawë konnte das nicht. Er konnte nicht herumsitzen und auf das Monster warten.

Kurz entschlossen legte er seine Armbrust auf den Boden und nahm aus der Seitentasche eine Dose mit schwarzer Ölfarbe, die Odion regelmäßig zubereitete. Für ihn wurde es Zeit, *seine* Magie ins Spiel zu bringen. ...

Weiter geht's im Buch

Über die Autorin



Angetrieben durch übermäßigen Kaffeekonsum schreibt FE Boulaich paranormale Urban Fantasy Geschichten über ihre Heimatstadt Berlin, die von düster bis humorvoll reichen, aber immer alles andere als normal sind.

Für Neuigkeiten, anstehende Veröffentlichungen, Leseproben und Messeauftritte abonniere über die Homepage www.urbanfiction.berlin den Newsletter der Autorin und trete mit ihr über die Sozialen Medien in Kontakt.





RUNENHEXE

Die Überfälle des wiedererwachten Voodoo-Priesters Comte Badawi und seines Gefolges liegen noch nicht lange zurück.

Berlin erholt sich nur allmählich von dem Schock.

Zwar wurde der Seelenbinder unschädlich gemacht, doch bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, sind Narben geblieben.

Das gilt auch für Lilo. Mit anderen jungen Leuten wurde sie in die Villa des Seelenbinders gebracht. Doch sie ist die Einzige, die von einer mysteriösen Hexe in ein tieferes Verlies verschleppt und tätowiert wurde. Monate danach besucht sie mit Freunden eine Halloweenparty. Dort verursacht sie eine Katastrophe, als ihr Stirn-Tattoo aktiviert wird.

Unter den Gästen befindet sich auch Tawë, ein Angehöriger der Voodoo-Gemeinschaft und Dämonenjäger des Nyang. Die sich überschlagenden Ereignisse führen die beiden zusammen.

Womit er nicht rechnet ist, dass er sich bald einer weitaus gefährlicheren Herausforderung stellen muss als der Werwolf Jagd. Denn fern der Heimat ist die Kraft der Vulkane unerreichbar für ihn und nicht nur die Kälte Berlins kriecht ihm unter die Haut.

Allmählich begreifen sie, dass nicht nur die Geister aus der Welt des Voodoo sich über Berlin austoben, sondern auch germanische Götter. Alles deutet auf einen Machtkampf in den Geistwelten hin. Die Frage ist, ob Lilo und Tawë zum Spielball der übernatürlichen Akteure werden oder ob sie ihr Schicksal in die Hand nehmen.